

DEE BROWN

Leseprobe

Dee Brown

Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses



Bestellen Sie mit einem Klick für 7,95 €



Seiten: 544

Erscheinungstermin: 07. September 2012

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Kaum ein zweites Buch hat den Blick der Amerikaner auf die Geschichte ihrer Nation so radikal verändert wie Dee Browns Bestseller 'Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses'. Fernab aller Wildwest-Romantik erzählt Brown in farbiger, kraftvoller Prosa von der Besiedlung des amerikanischen Westens aus der Sicht der 'Native Americans', führt ergreifend die grausame Gier der weißen Siedler und den verzweifelten Kampf der Indianerstämme gegen die skrupellose Landnahme vor Augen. Die Leser der New York Times kürten Browns 1970 erstmals erschienenen Tatsachenbericht zu einem der einflussreichsten Bücher des 20. Jahrhunderts.

Autor

Dee Brown

Der US-amerikanische Historiker und Schriftsteller Dee Brown (1908–2002) widmete sein Lebenswerk der Geschichte der amerikanischen Ureinwohner. In seinem bekanntesten Werk »Begrabt mein Herz an der Biegung des Flusses« (1970) erzählt er in ergreifender Weise die Eroberung des amerikanischen Westens aus Sicht der Indianer und schuf so einen neuen Blick auf die Geschichte der amerikanischen Nation. Von den Lesern der New York Times wurde es zu einem der einflussreichsten Bücher des 20. Jahrhunderts gewählt.

Dee Brown
Begrabt mein Herz
an der Biegung
des Flusses

Dee Brown

Begrabt mein Herz
an der Biegung
des Flusses

Aus dem amerikanischen Englisch
von Helmut Degner

Anaconda

Titel der amerikanischen Originalausgabe:
Bury My Heart at Wounded Knee.
New York: Holt, Rinehart and Winston 1970
Copyright der deutschen Übersetzung
© Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 1972



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® No01967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
© 2012, 2022 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen
der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotive: A Native American tribesman,
© Fox Photos/Hulton Archive/gettyimages (Indianer).
fotolia/aroas (Scheibe)

Umschlaggestaltung: Kathrin Steigerwald, Hamburg,
www.kathrinsteigerwald.de

Layout und Satz: Roland Poferl Print-Design, Köln
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in the EU
ISBN 978-3-86647-836-7
www.anacondaverlag.de

Inhalt

Vorwort 9

- 1 »Ihr Betragen ist anständig und lobenswert« 15
 - 2 Der lange Marsch der Navajos 31
 - 3 Little Crows Krieg 59
 - 4 Krieg kommt zu den Cheyennes 95
 - 5 Invasion am Powder River 137
 - 6 Red Clouds Krieg 157
- 7 »Nur ein toter Indianer ist ein guter Indianer« 189
 - 8 Donehogawas Aufstieg und Fall 221
 - 9 Cochise und die Apache-Guerillas 241
 - 10 Captain Jacks schwerer Weg 273
 - 11 Der Krieg zur Rettung der Büffel 299
 - 12 Der Krieg um die Black Hills 331
 - 13 Die Flucht der Nez Percés 377

14	Der Exodus der Cheyennes	397
15	Standing Bear wird eine Persönlichkeit	419
16	»Die Utes müssen fort!«	439
17	Der letzte Häuptling der Apachen	463
18	Tanz der Geister	487
19	Wounded Knee	515
	Bibliografie	523
	Register	531

Für Nicolas Brave Wolf

Vorwort

Seit der Forschungsexpedition, die Lewis und Clark Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zur Pazifikküste unternahmen, sind Tausende von Berichten über die »Er-schließung« des amerikanischen Westens erschienen. Die meisten stammen aus den dreißig Jahren zwischen 1860 und 1890 – der Zeit, mit der sich dieses Buch beschäftigt. Es war eine unglaubliche Ära der Gewalt, Habgier, Verwegenheit, Sentimentalität und hemmungslosen Ausschweifung, in der gegenüber dem Ideal der persönlichen Freiheit eine fast ehrfurchtsvolle Haltung eingenommen wurde – zumindest von jenen, die sie bereits besaßen.

Während dieser Zeit wurden Kultur und Zivilisation der amerikanischen Indianer vernichtet, und aus dieser Zeit stammen praktisch alle großen Mythen des amerikanischen Westens – Geschichten von Pelzhändlern, Dampfschifflo-tsen, Goldgräbern, Revolverhelden, Kavalleristen, Cowboys, Huren, Missionaren, Lehrerinnen und Siedlern. Nur selten wurden die Stimmen von Indianern gehört, und fast nie wurden ihre Worte von Weißen zu Papier gebracht. Der Indianer war der böse Schurke der Mythen, und selbst wenn er in englischer Sprache hätte schreiben können – wo hätte er einen Drucker oder Verleger gefunden?

Doch sie sind nicht alle verschollen, diese indianischen Stimmen der Vergangenheit. Einige wenige authentische Darstellungen der Geschichte des amerikanischen Westens wurden von Indianern in Bilderschrift oder in englischer Übersetzung aufgezeichnet, und manche erschienen in ob-skuren Zeitschriften, Broschüren oder Büchern, die nur ge-

ringe Verbreitung fanden. Ende des neunzehnten Jahrhunderts, als das Interesse der Weißen an den Indianern, welche die Kriege überlebt hatten, einen Höhepunkt erreichte, interviewten wagemutige Zeitungsreporter häufig Krieger und Häuptlinge und gaben ihnen Gelegenheit, ihre Meinung zu den Geschehnissen im Westen zu äußern. Der Wert dieser Interviews war sehr unterschiedlich und hing von den Fähigkeiten der Übersetzer ab sowie von der Bereitschaft der Indianer, offen zu sprechen. Manche fürchteten Repressalien, wenn sie die Wahrheit sagten; andere machten sich einen Spaß daraus, die Reporter aufzuziehen und ihnen Lügengeschichten und Schauermärchen zu erzählen. Berichte von Indianern, die zu jener Zeit in den Zeitungen erschienen, müssen deshalb mit Skepsis gelesen werden; manche davon sind Meisterstücke der Ironie, andere von glühendem poetischem Zorn erfüllt.

Zu den ergiebigsten Quellen indianischer Darstellungen zählen die Protokolle der offiziellen Verhandlungen mit zivilen und militärischen Vertretern der amerikanischen Regierung. Während der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fand Isaac Pitmans neues Stenographiesystem Verbreitung, und bei den Verhandlungen saß neben dem amtlichen Dolmetscher stets ein Schriftführer.

Selbst wenn die Unterhandlungen in abgelegenen Gegenden des Westens stattfanden, stand meistens jemand zur Verfügung, der die Gespräche niederschrieb, und da die Übersetzung sehr viel Zeit in Anspruch nahm, konnte vieles in normaler Schrift aufgezeichnet werden. Die Dolmetscher waren häufig Mischlinge, die beide Sprachen beherrschten, doch selten lesen oder schreiben konnten. Wie die meisten auf mündliche Ausdrucksweise angewiesenen Menschen mußten sie und die Indianer sich ihrer Phantasie bedienen, um ihre Gedanken auszudrücken, und deshalb sind die englischen Übersetzungen voller Umschreibungen und Metaphern. Hatte ein redengewandter Indianer einen

schlechten Dolmetscher, so wurden seine Worte in farblose Prosa übersetzt; ein guter Dolmetscher hingegen konnte die Ausführungen eines schlechten Sprechers in Poesie verwandeln.

Die meisten Indianerführer sprachen bei den Verhandlungen mit Weißen offen und aufrichtig, und da sie in den siebziger und achtziger Jahren immer mehr Geschick und Erfahrung erwarben, forderten sie schließlich das Recht, selbst ihre Dolmetscher und Schriftführer zu bestimmen. Während dieser Zeit konnten sich alle Angehörigen der Stämme zu Wort melden, und manche der älteren Männer nutzten diese Gelegenheit, von vergangenen Geschehnissen zu erzählen, deren Zeugen sie gewesen waren, oder von der Geschichte ihrer Völker zu berichten. Die Indianer, die diese verhängnisvolle Periode ihrer Zivilisation erlebt haben, sind von der Erde verschwunden, doch Millionen ihrer Worte sind in amtlichen Protokollen erhalten. Viele wichtige Verhandlungsberichte wurden in Regierungsdokumenten veröffentlicht.

Ich habe mich bemüht, aus all diesen Quellen einer fast vergessenen, mündlich überlieferten Geschichte eine Darstellung der Eroberung des amerikanischen Westens, wie deren Opfer sie erlebt haben, zu verfassen und dabei, wenn irgend möglich, ihre eigenen Worte zu zitieren.

Dies ist kein heiteres Buch, doch die Gegenwart ist eng mit der Vergangenheit verknüpft, und vielleicht wird der Leser besser verstehen, wie der amerikanische Indianer ist, wenn er erfährt, wie er war. Es wird ihn vielleicht überraschen, kluge und vernünftige Worte aus dem Mund von Indianern zu hören, die gemäß der amerikanischen Klischeevorstellung grausame Wilde waren. Er wird vielleicht manches über seine eigene Verbundenheit mit der Erde lernen – von Menschen, die tief in ihr verwurzelt waren. Die Indianer wußten, daß das Leben von der Erde und ihren Reichtümern abhängt, daß Amerika ein Paradies war, und sie konn-

ten nicht begreifen, warum die Eindringlinge aus dem Osten entschlossen waren, alles Indianische und damit Amerika selbst zu zerstören.

Und sollte der Leser dieses Buches einmal sehen, welche Armut, welche Hoffnungslosigkeit, welcher Schmutz in einem heutigen Indianerreservat herrschen, dann wird er vielleicht besser verstehen, warum.

Urbana, Illinois

DEE BROWN

Ich werde nicht da sein.
Ich werde mich erheben und untergehen.
Begrabt mein Herz am Wounded Knee.

STEPHEN VINCENT BENET

I
»Ihr Betragen ist anständig
und lobenswert«

Wo sind heute die Pequot? Wo sind die Narrangansett, die Mohicans, die Pokanoket und viele andere einst mächtige Stämme unseres Volkes? Habgier und Gewalt des Weißen Mannes haben sie dahinschwenden lassen wie Schnee in der Sommersonne.

Werden auch wir uns ohne Kampf vernichten lassen, unsere Heimstätten aufgeben, unser Land, das uns der Große Geist verliehen, die Gräber unserer Toten und alles, was uns teuer und heilig ist? Ich weiß, ihr werdet mit mir rufen: »Niemals! Niemals!«

TECUMSEH VOM STAMM DER SHAWNEES

Es begann mit Christoph Kolumbus, der dem Volk den Namen Indios gab. Die Europäer, die Weißen Männer, die aus verschiedenen Ländern stammten, nannten sie entsprechend ihrer Sprache *Indiens* oder *Indianer* oder *Indians*. Später entstand die Bezeichnung *peaux-rouges* oder Rothhäute. Gemäß ihrem Brauch, Fremde zu empfangen, überreichten die Tainos auf der Insel San Salvador Kolumbus und seinen Männern großzügige Geschenke und behandelten sie voll Ehrerbietung.

»So fügsam, so friedlich sind diese Menschen«, schrieb Kolumbus an den König und die Königin von Spanien, »daß ich Euren Majestäten schwöre, es gibt auf der Welt kein besseres Volk. Sie lieben ihre Nächsten wie sich selbst, und ihre Sprache ist stets sanft und freundlich und von einem Lächeln begleitet; und obzwar sie nackt sind, ist ihr Betragen dennoch anständig und lobenswert.«

All dies betrachtete man natürlich als ein Zeichen von

Schwäche, ja der Barbarei, und Kolumbus, der durch und durch ein rechtschaffener Europäer war, vertrat die Meinung, diese Menschen müßten »dazu gebracht werden, zu arbeiten, ihr Land zu bestellen und *unsere Lebensweise anzunehmen*«. Während der nächsten vier Jahrhunderte (1492–1890) taten mehrere Millionen Europäer und ihre Nachkommen alles, um dem Volk der Neuen Welt ihre Lebensweise aufzuzwingen.

Kolumbus nahm zehn der gastfreundlichen Tainos gefangen und brachte sie nach Spanien, um sie mit der Lebensweise des Weißen Mannes vertraut zu machen. Einer von ihnen starb bald nach seiner Ankunft, doch erhielt er zuvor die christliche Taufe. Die Spanier waren so erfreut, daß sie es zum ersten Mal einem Indianer ermöglicht hatten, in den Himmel zu kommen, daß sie sich beeilten, die gute Kunde in ganz Westindien zu verbreiten.

Die Tainos und andere Arawak-Stämme widersetzten sich nicht der Bekehrung zur Religion der Europäer, doch sie leisteten heftigen Widerstand, als Horden dieser bärtigen Fremdlinge ihre Inseln nach Gold und kostbaren Steinen abzusuchen begannen. Die Spanier plünderten und brannten Dörfer nieder; sie nahmen Hunderte von Männern, Frauen und Kindern gefangen und verschifften sie nach Europa, wo sie sie als Sklaven verkauften. Man brach den Widerstand der Arawaks mit Gewehren und Säbeln, und ganze Stämme wurden ausgerottet – in dem Jahrzehnt, nachdem Kolumbus am 12. Oktober 1492 seinen Fuß auf den Strand von San Salvador setzte, Hunderttausende von Menschen.

Die Nachrichtenübermittlung zwischen den Stämmen der Neuen Welt dauerte lange, und die Meldungen von den barbarischen Taten der Europäer wurden von neuen Eroberungen und Ansiedlungen rasch überholt. Doch lange bevor die englischsprechenden Weißen Männer 1607 in Virginia eintrafen, hatten die Powhatans Gerüchte über die

Zivilisationsmethoden der Spanier gehört. Die Engländer wandten subtilere Methoden an. Um den Frieden so lange zu sichern, bis sie eine Siedlung bei Jamestown gegründet hatten, setzten sie dem Häuptling Wahunsonacook eine goldene Krone auf den Kopf, verliehen ihm den Titel König Powhatan und überredeten ihn dazu, seine Leute zur Arbeit anzuhalten, damit sie die weißen Siedler mit Lebensmitteln versorgen konnten. Wahunsonacook schwankte, ob er zu seinen rebellischen Untertanen oder zu den Engländern halten sollte, doch nachdem John Rolfe seine Tochter Pocahontas geheiratet hatte, kam er offenbar zu dem Schluß, daß er mehr Engländer als Indianer war. Nach Wahunsonacooks Tod erhoben sich die Powhatans, um die Engländer ins Meer zurückzutreiben, aus dem sie gekommen waren, doch die Indianer unterschätzten die englischen Waffen. In kurzer Zeit wurden die achttausend Powhatans auf weniger als tausend dezimiert.

In Massachusetts begann das Ganze etwas anders, endete aber praktisch genauso wie in Virginia. Nachdem die Engländer 1620 bei Plymouth gelandet waren, wären die meisten wahrscheinlich verhungert, hätten die freundlichen Eingeborenen ihnen nicht geholfen. Ein Pemaquid namens Samoset und drei Wampanoags namens Massasoit, Squanto und Hobomah stellten sich den »Pilgrims« freiwillig als Helfer zur Verfügung. Sie sprachen ein wenig Englisch, das sie von Forschungsreisenden, die in den vergangenen Jahren an ihrer Küste gelandet waren, gelernt hatten. Squanto war von einem englischen Seemann gefangengenommen worden, der ihn nach Spanien als Sklaven verkaufte, doch er war mit Hilfe eines anderen Engländers entkommen und hatte schließlich in seine Heimat zurückkehren können. Er und die anderen Indianer betrachteten die Kolonisten von Plymouth als hilflose Kinder; sie teilten die Maisvorräte ihres Stammes mit ihnen, zeigten ihnen, wie und wo man Fische fangen konnte, und brachten sie über den ersten Win-

ter. Als das Frühjahr kam, gaben sie ihnen Mais zur Aussaat und zeigten ihnen, wie man ihn pflanzte und kultivierte. Mehrere Jahre lebten diese Engländer und ihre indianischen Nachbarn in Frieden miteinander, doch es trafen ständig Schiffe ein, die viele weitere Weiße Männer brachten. Das Krachen von Äxten und stürzenden Bäumen hallte die Küsten des Landes auf und nieder, das die Weißen Männer New England nannten. Eine Siedlung nach der anderen entstand. 1625 baten einige Kolonisten Samoset, ihnen weitere 12 000 Morgen Pemaquid-Land zu geben. Samoset wußte, daß das Land vom Großen Geist stammte, endlos wie der Himmel war und keinem Menschen gehörte. Um sich das Wohlwollen der Fremden zu erhalten, übergab er ihnen das Land jedoch in aller Form und setzte sein Zeichen auf ein Dokument. Es war der erste Vertrag, mit dem indianisches Land an englische Kolonisten übertragen wurde. Die meisten anderen Siedler, die jetzt zu Tausenden eintrafen, kümmerten sich nicht um solche Förmlichkeiten. Als Massasoit, der Häuptling der Wampanoags, 1662 starb, wurde sein Volk in die Wildnis getrieben. Sein Sohn Metacom sah den Untergang aller Indianer voraus, wenn sie sich nicht vereinigten und den Weißen Widerstand leisteten. Obwohl ihn die Neu-Engländer zu beschwichtigen suchten, indem sie ihm den Titel König Philip von Pokanoket verliehen, schloß er Bündnisse mit den Narragansetts und anderen Stämmen der Region.

Nach verschiedenen unrechtmäßigen Aktionen der Kolonisten erklärten König Philip und seine Verbündeten ihnen den Krieg, um die Stämme vor der Vernichtung zu retten. Die Indianer griffen zweiundfünfzig Siedlungen an und zerstörten zwölf davon völlig, doch nach monatelangem Kampf wurden die Wampanoags und Narragansetts von den Kolonisten, die ihnen mit ihren Feuerwaffen weit überlegen waren, praktisch ausgerottet. König Philip fiel, und sein Kopf wurde in Plymouth zwanzig Jahre lang öf-

fentlich zur Schau gestellt. Zusammen mit anderen gefangenen indianischen Frauen und Kindern wurden seine Frau und sein junger Sohn als Sklaven nach Westindien verkauft.

Als die Holländer nach Manhattan kamen, kaufte Peter Minuit die Insel für Angelhaken und Glasperlen im Wert von sechzig Gulden, forderte die Indianer jedoch auf, zu bleiben und weiterhin ihre kostbaren Felle gegen solches Talmi einzutauschen. 1641 belegte Willem Kieft die Mohicans mit einem hohen Tribut und schickte Soldaten nach Staten Island, um die Raritans für Vergehen zu bestrafen, die nicht sie, sondern weiße Siedler begangen hatten. Als die Raritans sich der Festnahme widersetzten, erschossen die Soldaten vier von ihnen. Als die Indianer zur Vergeltung vier Holländer töteten, befahl Kieft, die Bewohner zweier Dörfer zu massakrieren. Die Soldaten überfielen die Indianer, während sie schliefen, durchbohrten Männer, Frauen und Kinder mit ihren Bajonetten, hackten ihre Leichen in Stücke und brannten dann die Dörfer nieder.

Immer wieder kam es in den nächsten zwei Jahrhunderten zu solchen Vorfällen, als die europäischen Kolonisten über die Pässe der Alleghanies landeinwärts und die nach Westen fließenden Flüsse hinunter zu den Great Waters (dem Mississippi) und dann den Great Muddy (den Missouri) hinauf zogen.

Die fünf Völker der Iroquois, des mächtigsten und höchstentwickelten aller östlichen Stämme, bemühten sich vergeblich um Frieden. Um nach Jahren des Blutvergießens ihre politische Unabhängigkeit zu bewahren, ergaben sie sich schließlich. Einige entkamen nach Kanada, ein Teil floh nach Westen, andere verbrachten ihr restliches Leben in Reservaten.

In den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts vereinigte Pontiac von den Ottawas mehrere Stämme im Gebiet der Großen Seen, um die Briten über die Alleghanies zurückzu-

treiben, doch es gelang ihm nicht. Sein Hauptfehler war ein Bündnis mit französischsprachigen Weißen Männern, die den *peaux-rouges* während der entscheidenden Belagerung von Detroit die Unterstützung versagten. Eine Generation später schloß Tecumseh von den Shawnees Stämme des Mittelwestens und Südens zu einem großen Bündnis zusammen, um ihre Länder vor der Invasion zu schützen. Der Traum endete mit Tecumsehs Tod während einer Schlacht des Krieges von 1812.

Zwischen 1795 und 1840 setzten sich die Miamis in zahlreichen Schlachten zur Wehr und schlossen einen Vertrag nach dem anderen, in denen sie ihr fruchtbares Land am Ohio Valley Stück um Stück an die Weißen abtraten, bis es nichts mehr an sie abzutreten gab.

Als die weißen Siedler nach dem Krieg von 1812 Illinois überschwemmten, flohen die Sauks und Foxes über den Mississippi. Black Hawk, ein Unterhäuptling, lehnte es ab, sich zurückzuziehen. Er schloß ein Bündnis mit den Winnebagos, Pottawotamies und Kickapoos und erklärte den neuen Siedlungen den Krieg. Eine Gruppe Winnebagos ließ sich von einem weißen Offizier mit zwanzig Pferden und hundert Dollar bestechen und verriet Black Hawk. Er wurde 1832 gefangengenommen, in den Osten gebracht und öffentlich zur Schau gestellt. Als er 1838 starb, stellte der Gouverneur des vor kurzem gegründeten Iowa-Territoriums Black Hawks Skelett in seinem Büro auf.

1829 wurde Andrew Jackson, den die Indianer Sharp Knife nannten, Präsident der Vereinigten Staaten. Während seiner Militärzeit hatten Sharp Knife und seine Soldaten Tausende von Cherokees, Chickasaws, Choctaws, Creeks und Seminoles getötet, doch diese südlichen Stämme waren immer noch stark und klammerten sich hartnäckig an ihr Land, das ihnen von den Weißen Männern vertraglich für immer zugesprochen worden war. In seiner ersten Botschaft an den Kongreß empfahl Sharp Knife, alle diese Indianer

auf die westliche Seite des Mississippi umzusiedeln und ihnen dort ein genügend großes Gebiet zur Verfügung zu stellen.

Der Erlaß eines solchen Gesetzes sollte die umfangreiche Liste von Versprechungen, die man gegenüber den östlichen Indianern gebrochen hatte, nur verlängern, doch Sharp Knife war überzeugt, daß Indianer und Weiße nicht in Frieden zusammenleben konnten und daß sein Plan ein endgültiges Versprechen ermöglichte, das man ewig halten würde. Am 28. Mai 1830 wurden Sharp Knifes Empfehlungen Gesetz.

Zwei Jahre später ernannte er einen dem Kriegsministerium unterstellten Kommissar für Indianerangelegenheiten, der für die ordnungsgemäße Durchführung des neuen Gesetzes sorgen sollte. Am 30. Juni 1834 erließ der Kongreß ein *Gesetz zur Regelung des Handels und der Beziehungen mit den Indianerstämmen und zur Erhaltung des Friedens in den neuen Siedlungsgebieten*. Der gesamte Teil der Vereinigten Staaten westlich des Mississippi »mit Ausnahme der Staaten Missouri und Louisiana sowie des Territoriums Arkansas« wurde darin zu Indianerland erklärt. Keinem Weißen sollte es gestattet sein, im Indianerland ohne Lizenz Handel zu treiben. Kein weißer Händler von schlechtem Ruf sollte die Erlaubnis erhalten, sich im Indianerland niederzulassen. Kein Weißer sollte sich im Indianerland ansiedeln dürfen. Die militärischen Streitkräfte der Vereinigten Staaten sollten jeden Weißen, der sich eine Verletzung des Gesetzes zuschulden kommen ließ, festnehmen.

Bevor diese Gesetze in Kraft traten, zog ein neuer Strom weißer Siedler westwärts und gründete die Territorien Wisconsin und Iowa. Die Politiker in Washington waren deshalb gezwungen, die »ewige Indianergrenze« vom Mississippi-Fluß zum 95. Meridian zu verschieben. (Diese Linie verlief vom Lake of the Woods entlang der heutigen Grenze zwischen Minnesota und Kanada, dann südwärts

durch die heutigen Staaten Minnesota und Iowa und an der westlichen Grenze von Missouri, Arkansas und Louisiana zur Galveston Bay in Texas.) Um die Indianer hinter dem 95. Meridian zu halten und zu verhindern, daß unbefugte Weiße ihn überschritten, stationierte man Soldaten in einer Reihe von Militärposten, die sich von Fort Snelling am Mississippi südwärts zu den Forts Atkinson und Leavenworth am Missouri, den Forts Gibson und Smith am Arkansas, Fort Towson am Red River und Fort Jesup in Louisiana erstreckten.

Über drei Jahrhunderte waren indessen seit Christoph Kolumbus' Landung auf San Salvador vergangen, über zwei Jahrhunderte, seit die englischen Kolonisten nach Virginia und New England kamen. In dieser Zeit hatte man die Tainos, die Kolumbus so freundlich empfingen, völlig ausgerottet. Lange bevor der letzte Taino starb, war ihre einfache Landwirtschafts- und Handwerkskultur zerstört worden; an ihre Stelle waren Baumwollplantagen getreten, auf denen Sklaven arbeiteten. Die weißen Kolonisten rodeten die tropischen Wälder, um ihre Felder zu vergrößern; die Baumwolle erschöpfte den Boden; Winde, die nicht mehr durch Wälder abgehalten wurden, bedeckten die Felder mit Sand. Als Kolumbus die Insel zum ersten Mal sah, war sie nach seinen Worten »sehr groß und sehr eben und voller üppig grüner Bäume ... das Ganze so grün, daß es eine Lust ist, es anzusehen«. Die Europäer, die nach ihm kamen, zerstörten ihre Vegetation und vernichteten ihre Bewohner – Menschen, Wild, Tiere und Vögel –, und nachdem sie sie in eine Ödnis verwandelt hatten, verließen sie die Insel.

Auf dem amerikanischen Festland waren die Wampanoags von Massasoit und König Philip verschwunden; ebenso die Chesapeake, die Chickahominy und die Potomacs des großen Powhatan-Bundes. (Nur die Erinnerung an Pocahontas blieb erhalten.) Verstreut oder auf kleine Überreste dezimiert waren die Pequots, Montauks, Nanticokes, Ma-

chabungas, Catawbas, Cheraws, Miamis, Hurons, Eries, Mohawks, Senecas und Mohegans. Ihre klangvollen Namen blieben in Amerika für immer erhalten, doch ihre Knochen verrotteten in Tausenden niedergebrannten Dörfern und Wäldern, die unter den Äxten von zwanzig Millionen Eindringlingen rasch dahinschwanden. Die einst klaren Flüsse, von denen die meisten indianische Namen trugen, waren trüb von Schlamm und den Abfällen der Weißen; die Erde wurde geplündert und verwüstet. Den Indianern schien es, als ob diese Europäer die Natur haßten – die Wälder und ihre Vögel und ihr Wild, die grasigen Lichtungen, das Wasser, die Erde und die Luft.

Das Jahrzehnt nach der Errichtung der »ewigen Indianergrenze« war für die östlichen Stämme eine schlimme Zeit. Das große Volk der Cherokees hatte über hundert Jahre die Kriege, die Krankheiten und den Whisky des Weißen Mannes überlebt, doch jetzt war sein Ende gekommen. Da die Cherokees mehrere tausend Menschen umfaßten, sollte ihre Umsiedlung in den Westen in mehreren Stadien erfolgen, doch als man in den zu ihrem Territorium gehörenden Appalachen Gold fand, beschloß man, sie sofort alle auf einmal zu vertreiben. Im Herbst 1838 trieben General Winfield Scotts Soldaten sie zusammen und brachten sie in Lagern unter. (Ein paar hundert entkamen in die Smoky Mountains und erhielten viele Jahre später ein kleines Reservat in North Carolina.) Aus den Gefangenenerlagern brachte man sie nach Westen ins Indianer-Territorium. Während des langen winterlichen Trecks kam ein Viertel der Cherokees durch Kälte, Hunger oder Krankheit um. Sie nannten den Marsch »Weg der Tränen«. Die Choctaws, Chickasaws, Creeks und Seminoles verließen ebenfalls ihr Heimatland im Süden. Im Norden zogen die wenigen Überlebenden der Shawnees, Miamis, Ottawas, Hurons, Delawares und vieler anderer einst mächtiger Stämme zu Fuß, zu Pferd oder mit dem Wagen über den Mississippi

und nahmen ihre schäbigen Habseligkeiten, ihre rostigen Ackerbaugeräte und Säcke mit Saatmais mit. Als Flüchtlinge, als arme Verwandte kamen sie ins Land der stolzen und freien Prärieindianer.

Kaum befanden sich die Flüchtlinge hinter der sicheren »ewigen Indianergrenze«, da setzten sich die Soldaten westwärts durch das Indianerland in Marsch. Die Weißen der Vereinigten Staaten – die so viel von Frieden sprachen und ihn so selten hielten – marschierten in den Krieg gegen die Weißen, die die Indianer von Mexiko unterworfen hatten. 1847, nach dem Ende des Krieges gegen Mexiko, nahmen die Vereinigten Staaten ein riesiges, von Texas bis Kalifornien reichendes Gebiet in Besitz, das zu 100 Prozent westlich der »ewigen Indianergrenze« lag.

Im Jahr 1848 wurde in Kalifornien Gold gefunden. In den nächsten Monaten zogen Tausende goldgieriger Weißer aus dem Osten durch das Indianer-Territorium. Die Indianer, die an den durch Oregon und Santa Fe führenden Straßen lebten und jagten, hatten sich daran gewöhnt, gelegentlich Wagenkolonnen von Händlern, Trappern und Missionaren zu sehen, die mit Erlaubnis der Behörden durch ihr Gebiet fuhren. Jetzt waren die Straßen plötzlich voller Wagen und die Wagen waren voller Weißer. Die meisten wollten nach Kalifornien, um Gold zu suchen, doch manche bogen nach Südwesten in Richtung New Mexico oder nach Nordwesten in Richtung Oregon ab.

Um diese Verletzungen der »ewigen Indianergrenze« zu rechtfertigen, erfanden die Politiker in Washington die *Manifest Destiny*. Nach dieser Doktrin waren die Europäer und ihre Abkömmlinge von der Vorsehung dazu bestimmt, ganz Amerika zu beherrschen. Sie waren die überlegene Rasse und deshalb verantwortlich für die Indianer, für ihr Land, ihre Wälder und ihre Bodenschätze. Nur diejenigen Engländer, die alle ihre Indianer ausgerottet oder vertrieben hatten, sprachen sich gegen die *Manifest Destiny* aus.

Ohne die Modocs, Mohaves, Paiutes, Shastas, Yumas oder die hundert anderen, weniger bekannten Stämme an der Pazifikküste um ihre Meinung zu fragen, machte man 1850 Kalifornien zum einunddreißigsten Staat der Union. In den Bergen von Colorado wurde Gold gefunden, und weitere Horden von Prospektoren strömten durch die Prärien. Zwei riesige neue Territorien – Kansas und Nebraska – wurden gegründet; sie umfaßten praktisch das gesamte Land der Präriestämme. 1858 wurde Minnesota, dessen Grenzen hundertfünfzig Kilometer über den 95. Meridian, die »ewige Indianergrenze«, reichten, zum Staat erklärt.

So waren die Weißen nur ein Vierteljahrhundert nach dem Erlaß von Andrew Jacksons »Gesetz zur Regelung des Handels und der Beziehungen mit den Indianern« im Norden und Süden weit über den 95. Meridian vorgedrungen, und Voraustrupps weißer Goldgräber und Händler stießen ins Zentrum des Indianerlandes vor.

Damals, zu Beginn der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts, zogen die Weißen der Vereinigten Staaten gegeneinander in den Krieg – die Blauröcke gegen die Grauröcke: Der große Bürgerkrieg brach aus. 1860 lebten in den Vereinigten Staaten und in den Territorien etwa 300 000 Indianer, die meisten westlich des Mississippi. Nach unterschiedlichen Schätzungen war ihre Zahl seit der Ankunft der ersten Siedler in Virginia und New England um die Hälfte bis zwei Drittel dezimiert worden. Die Überlebenden wurden jetzt zwischen der sich ausdehnenden weißen Bevölkerung im Osten und an der Pazifikküste – über dreißig Millionen Europäern und ihren Abkömmlingen – zusammengedrängt. Wenn die noch freien Stämme glaubten, der Bürgerkrieg der Weißen würde ihren Landhunger vermindern, so wurden sie in dieser Hoffnung bald enttäuscht.

Der größte und mächtigste Stamm im Westen waren die Sioux (sprich: Siú) oder Dakota, die aus mehreren Unterabteilungen bestanden. Die im Waldland von Minnesota le-

benden Santee-Sioux hatten sich im Lauf der Jahre vor den sich ausbreitenden Siedlungen immer weiter zurückgezogen. Little Crow von den Mdewkanton-Santees war auf einer Rundreise durch die Städte des Ostens zu der Überzeugung gelangt, daß es unmöglich war, der Macht der Vereinigten Staaten Widerstand zu leisten. Zögernd bemühte er sich, mit den Weißen Kompromisse zu schließen. Wabasha, ein anderer Santee-Häuptling, hatte sich ebenfalls ins Unvermeidliche gefügt, doch er und Little Crow waren entschlossen, sich kein weiteres Land wegnehmen zu lassen. Weiter westlich in der Großen Prärie lebten die Teton-Sioux, völlig freie Pferdeindianer, die die Santee, die vor den Siedlern kapituliert hatten, verachteten. Voll Zuversicht, daß sie ihr Territorium würden verteidigen können, waren die zahlenmäßig sehr starken Oglala-Tetons. Zur Zeit, als der Bürgerkrieg der Weißen begann, war Red Cloud ihr Führer, ein achtunddreißig Jahre alter kluger Kriegerhäuptling. Noch zu jung zum Krieger war Crazy Horse, ein intelligenter und furchtloser junger Oglala. Bei den Hunkpapas, einer Untergruppe der Teton-Sioux, hatte sich ein junger Mann von Mitte Zwanzig bereits Ansehen als Jäger und Krieger erworben. Bei Stammesversammlungen war er dafür eingetreten, dem weiteren Vordringen der Weißen unnachgiebigen Widerstand entgegenzusetzen. Er hieß Tatanka Yotanka: Sitting Bull. Ein Waisenjunge namens Gall war sein Schützling. Zusammen mit Crazy Horse sollten die beiden sechzehn Jahre später – 1876 – Geschichte machen.

Spotted Tail war noch keine vierzig Jahre alt, doch bereits oberster Wortführer der Brulé-Tetons, die weit im Westen der Prärie lebten. Er war ein gutaussehender, stets lächelnder Indianer, der Feste und schöne Frauen liebte. Er genoß sein Leben und hing an dem Land, in dem er lebte, war aber bereit, Kompromisse zu schließen, um den Krieg zu vermeiden.

Eng verbündet mit den Teton-Sioux waren die Cheyennes. In den alten Zeiten hatten die Cheyennes im Minnesota-Land der Santee-Sioux gelebt, doch nach und nach waren sie westwärts gezogen und hatten sich Pferde zugelegt. Jetzt teilten sich die Cheyennes mit den Sioux den Powder River und das Bighorn-Land und lagerten häufig in ihrer Nähe. Der etwa vierzig Jahre alte Dull Knife war ein berühmter Führer des nördlichen Zweiges dieses Stammes. (Bei seinen eigenen Leuten hieß Dull Knife Morning Star, doch die Sioux nannten ihn Dull Knife, und in den meisten Berichten aus jener Zeit wird er unter diesem Namen erwähnt.)

Die Southern Cheyennes waren über den Platte River gezogen und hatten in den Prärien von Colorado und Kansas Dörfer errichtet. Black Kettle vom südlichen Zweig, ein Mann mittleren Alters, war in seiner Jugend ein großer Krieger gewesen. Er war der anerkannte Häuptling, doch die jüngeren Männer und die Hotamitaneos (die jungen Krieger) der Southern Cheyennes folgten lieber Führern wie Tall Bull und Roman Nose, die im besten Mannesalter standen.

Im gleichen Gebiet lebten die Arapahos, alte Verbündete der Cheyennes. Ein Teil blieb bei den Northern Cheyennes, andere folgten dem südlichen Zweig. Ihr bekanntester Häuptling war zu jener Zeit Little Raven, ein Mann in den Vierzigern.

Südlich der Büffelreviere von Kansas und Nebraska befand sich das Gebiet der Kiowas. Einige der älteren Kiowas erinnerten sich noch an die Black Hills, doch der Stamm war von den vereinigten Sioux, Cheyennes und Arapahos nach Süden zurückgedrängt worden. 1860 hatten die Kiowas jedoch Frieden mit den nördlichen Stämmen geschlossen und waren Verbündete der Comanchen geworden, in deren südliches Gebiet sie eingedrungen waren. Die Kiowas hatten mehrere große Führer – den alten Häuptling Satank;

Satanta und Lone Wolf, zwei energische, tapfere Krieger; und Kicking Bird, einen intelligenten Politiker.

Den Comanchen, die ständig umherzogen und in viele kleine Gruppen aufgeteilt waren, mangelte es an begabten Führern. Ten Bears, ein sehr alter Mann, war eher ein Dichter als ein Kriegerhäuptling. Quanah Parker, ein Halbblut, der die Comanchen in ihren letzten großen Kampf zur Rettung ihrer Büffelweiden führen sollte, war 1860 noch keine zwanzig Jahre alt.

Im unfruchtbaren Südwesten lebten die Apachen, die eine zweihundertfünfzigjährige Erfahrung in der Guerillakriegführung gegen die Spanier besaßen; sie lehrten sie die Kunst der Folterung und Verstümmelung, unterdrückten sie aber nie. Obwohl sie nicht sehr zahlreich waren – wahrscheinlich nicht mehr als sechstausend und in mehrere Gruppen aufgeteilt –, hatten sie als hartnäckige Verteidiger ihres rauen, unwirtlichen Landes Berühmtheit erlangt.

Mangas Colorado, der Ende Sechzig war, hatte einen Freundschaftsvertrag mit den Vereinigten Staaten geschlossen, doch das Eindringen von Goldsuchern und Soldaten in sein Territorium hatte ihn verbittert. Cochise, sein Schwiegersohn, glaubte noch, daß es möglich sei, mit den weißen Amerikanern auszukommen. Victorio und Delshay mißtrauten den weißen Eindringlingen und gingen ihnen aus dem Weg. Nana, der schon über fünfzig, doch zäh wie eine Büffelhaut war, sah keinen Unterschied zwischen den englischsprechenden Weißen Männern und den spanischsprechenden Mexikanern, gegen die er sein Leben lang gekämpft hatte. Geronimo war Anfang Zwanzig und hatte sich noch nicht besonders hervorgetan.

Die Navajos waren mit den Apachen verwandt, doch die meisten Navajos hatten sich den Spaniern unterworfen und züchteten Schafe und Ziegen und bauten Getreide und Obst an. Einige Gruppen des Stammes hatten als Viehzüchter und Weber Reichtum erlangt. Andere Navajos

führten ihr Nomadenleben weiter und überfielen ihre alten Feinde, die Pueblos, die weißen Siedler oder wohlhabende Angehörige ihres eigenen Stammes. Manuelito, ein kräftiger, schnurrbartiger Viehzüchter, war 1855 von den Navajos zum obersten Häuptling gewählt worden. Als 1859 einige wilde Navajos Bürger der Vereinigten Staaten in ihrem Territorium überfielen, verfolgte die U.S. Army nicht die Schuldigen, sondern erschoss zur Vergeltung das gesamte Vieh Manuelitos und seiner Leute. 1860 wurden Manuelito und ein Teil der Navajos im nördlichen New Mexico und Arizona in einen inoffiziellen Krieg mit den Vereinigten Staaten verwickelt.

In den Rocky Mountains, nördlich von den Apaches und Navajos, lebten die Utes, ein angriffslustiger Bergstamm, der seine friedlicheren Nachbarn im Süden häufig überfiel. Ouray, ihr bekanntester Führer, legte so großen Wert darauf, mit den Weißen in Frieden zu leben, daß er ihnen sogar seine Krieger als Söldner zum Kampf gegen andere Indianerstämme zur Verfügung stellte.

Im äußersten Westen waren die meisten Stämme zu klein, in zu viele Gruppen geteilt oder zu schwach, um viel Widerstand zu leisten. Die Modocs im nördlichen Kalifornien und südlichen Oregon, die weniger als tausend Köpfe zählten, führten einen Guerillakrieg um ihr Land. Kintpuash, den die kalifornischen Siedler Captain Jack nannten, war 1860 noch ein junger Mann; seine schwere Zeit als Führer seines Stammes sollte er erst ein Dutzend Jahre später erleben.

Nordwestlich von den Modocs lebten die Nez Percés in Frieden mit den Weißen, seit Lewis und Clark 1805 durch ihr Territorium gezogen waren. 1855 trat ein Zweig des Stammes den Vereinigten Staaten Land zur Besiedlung ab und erklärte sich bereit, innerhalb eines großen Reservats zu leben. Andere Gruppen des Stammes streiften weiterhin zwischen den Blue Mountains von Oregon und den Bitterroots von Idaho umher. Da das Land im Nordwesten unge-

heuer groß war, glaubten die Nez Percés, daß sowohl die Weißen wie die Indianer stets genug Platz haben würden, um nach ihrer Fassung zu leben. Heinmot Tooyalaket, später als Häuptling Joseph bekannt, würde 1877 eine schicksalhafte Entscheidung zwischen Krieg und Frieden treffen müssen. 1860 war er zwanzig Jahre alt, der Sohn eines Häuptlings.

Im Nevada-Land der Paiutes wuchs ein künftiger Messias namens Wovoka heran, der später für kurze Zeit mächtigen Einfluß über die Indianer des Westens gewinnen sollte; er war erst vier Jahre alt.

In den folgenden dreißig Jahren sollten diese und viele andere Häuptlinge geschichtliche und legendäre Gestalten werden. Ihre Namen sollten ebenso berühmt werden wie die der Männer, die sie zu vernichten suchten. Lange bevor die Freiheit der Indianer im Dezember 1890 am Wounded Knee ihr symbolisches Ende fand, sollten die meisten von ihnen untergehen. Heute, mehr als ein Jahrhundert später, in einer Zeit ohne Helden, sind sie vielleicht die größten amerikanischen Heroen.

Der lange Marsch der Navajos

- 1860 12. März – US-Kongreß beschließt »Pre-emption Bill« und stellt damit den Siedlern in den westlichen Territorien kostenlos Land zur Verfügung.
3. April – Erster Pony-Expresß verläßt mit Post St. Joseph, Missouri, und trifft am 13. April in Sacramento, Kalifornien, ein.
23. April – Demokratischer Nationalkonvent in Charleston, South Carolina, spaltet sich wegen der Sklavenfrage.
- 16.–18. Mai – Republikanischer Nationalkonvent in Chicago nominiert Abraham Lincoln als Präsidentschaftskandidaten.
- Juni – Bevölkerungszahl der Vereinigten Staaten erreicht 31 443 321.
- Juli – Spencersches Repetiergewehr erfunden.
6. November – Abraham Lincoln wird zum Präsidenten gewählt, obwohl er nur 40 Prozent der Stimmen erhält.
20. Dezember – South Carolina tritt aus der Union aus.
- 1861 4. Februar – In Montgomery, Alabama, Konföderationskongreß konstituiert.
9. Februar – Jefferson Davis wird zum Präsidenten der Konföderierten Staaten gewählt.
11. Februar – Abraham Lincoln verabschiedet sich in Springfield, Illinois, von Freunden und Nachbarn und fährt mit dem Zug nach Washington.
- März – Präsident Davis fordert 100 000 Soldaten zur Verteidigung der Konföderation.
12. April – Konföderierte eröffnen Feuer auf Fort Sumter,
14. April – Fort Sumter fällt.
15. April – Präsident Lincoln ruft 75 000 Freiwillige zu den Waffen.
21. Juli – Erste Schlacht von Bull Run; Unions-Armee zieht sich nach Washington zurück.
6. Oktober – Rebellierende Studenten besetzen die Universität von St. Petersburg.

25. Oktober – Telegraphenleitung zwischen St. Louis und San Francisco fertiggestellt.
 5. Dezember – Gatling-Revolvergeschütz wird patentiert.
 14. Dezember – Die Engländer trauern um Albert, Prinzgemahl von Königin Victoria.
 30. Dezember – US-Banken stellen den Handel mit Gold ein.

Als unsere Väter lebten, hörten sie, daß die Amerikaner über den großen Fluß westwärts zogen ... Wir hörten von Gewehren und Pulver und Blei – zuerst von Gewehren mit Steinschlössern, dann von solchen mit Zündhütchen, jetzt von Repetiergewehren. Zum ersten Mal sahen wir die Amerikaner bei Cottonwood Wash. Wir führten Kriege mit den Mexikanern und den Pueblos. Wir erbeuteten Maultiere von den Mexikanern und hatten viele Maultiere. Die Amerikaner kamen, um mit uns Handel zu treiben. Als die ersten Amerikaner kamen, veranstalteten wir ein großes Tanzfest, und sie tanzten mit unseren Frauen. Wir machten auch Geschäfte.

MANUELITO VON DEN NAVAJOS

Manuelito und andere Führer der Navajos schlossen Verträge mit den Amerikanern. »Dann bauten die Soldaten hier ein Fort«, erinnerte sich Manuelito, »und schickten uns einen Unterhändler, der uns riet, uns gut zu betragen. Er sagte, wir sollen in Frieden mit den Weißen leben und unsere Versprechen halten. Sie schrieben die Versprechen nieder, damit wir stets an sie dachten.«

Manuelito bemühte sich, die Vereinbarungen des Vertrags zu halten, doch als die Soldaten kamen und seine Hogans* niederbrannten und sein Vieh töteten, weil ein paar wilde junge Navajos irgendwelche Verstöße begangen hatten, wurde er wütend auf die Amerikaner. Er und seine Leute waren reich gewesen, doch die Soldaten hatten sie arm ge-

* Die typischen Lehmhäuser der Navajos

macht. Um wieder *ricos* zu werden, mußten sie die Mexikaner im Süden überfallen und berauben, und deshalb nannten die Mexikaner sie *ladrones* oder Diebe. Schon seit ewigen Zeiten hatten die Mexikaner die Navajos überfallen, ihre kleinen Kinder geraubt und sie zu Sklaven gemacht, und seit ewigen Zeiten hatten die Navajos Vergeltung geübt, indem sie die Mexikaner überfielen. Seit die Amerikaner nach Santa Fe gekommen waren und das Land New Mexico genannt hatten, schützten sie die Mexikaner, weil sie amerikanische Staatsbürger waren. Die Navajos waren keine Staatsbürger, weil sie Indianer waren, und wenn sie die Mexikaner überfielen, stürmten Soldaten ins Navajoland und bestrafte sie wie Verbrecher. Manuelito und seine Leute begriffen das nicht, denn sie wußten, daß viele Mexikaner indianisches Blut in sich hatten, und die Soldaten bestrafte die Mexikaner nie, wenn sie Navajokinder stahlen.

Das erste Fort im Navajo-Land bauten die Amerikaner in einem grasbewachsenen Tal an der Öffnung des Canyon Bonito. Sie nannten es Fort Defiance und ließen ihre Pferde auf Weideland grasen, das seit langem Manuelito und seinen Leuten gehörte. Der Soldatenhäuptling sagte den Navajos, die Weiden gehörten zum Fort, und sie sollten ihre Tiere davon fernhalten. Da es keine Zäune gab, konnten die Navajos nicht verhindern, daß ihre Tiere auf die verbotenen Wiesen liefen. Eines Morgens ritt eine Kompanie Soldaten aus dem Fort und erschob sämtliche Tiere der Navajos.

Um sich neue Pferde und Maultiere zu beschaffen, überfielen die Navajos die Herden der Soldaten und Versorgungskolonnen. Die Soldaten griffen daraufhin Gruppen von Navajos an. Im Februar 1860 rückte Manuelito mit fünfhundert Kriegern gegen die Pferdeherde der Armee vor, die ein paar Meilen nördlich von Fort Defiance graste. Mit ihren Speeren und Pfeilen konnten die Navajos wenig gegen die gutbewaffneten Posten ausrichten. Sie verloren über dreißig

Mann, erbeuteten aber nur ein paar Pferde. In den folgenden Wochen stellten Manuelito und sein Verbündeter Barboncito eine Streitmacht von über tausend Kriegern auf, und in der Nacht des 30. April umzingelten sie Fort Defiance. Zwei Stunden vor Tagesanbruch griffen die Navajos das Fort von drei Seiten an. Sie waren entschlossen, es dem Boden gleichzumachen.

Beinahe wäre es ihnen gelungen. Mit einem Feuerhagel aus ihren paar alten spanischen Gewehren vertrieben sie die Wachtposten und stürmten mehrere Gebäude. Als die erschrockenen Soldaten aus ihren Unterkünften stürzten, wurden sie mit Pfeilen überschüttet, doch nach einigen Minuten der Verwirrung gruppierten sich die Soldaten zu Reihen und eröffneten mit ihren Musketen das Feuer. Als es hell wurde, zogen sich die Navajos voll Befriedigung, den Soldaten eine Lektion erteilt zu haben, in die Berge zurück. Die Armee jedoch betrachtete den Angriff als eine Schmäherung der über Fort Defiance flatternden Fahne und als kriegerischen Akt. Ein paar Wochen später suchte Colonel Edward Richard Sprigg Canby mit sechs Kompanien Kavallerie und neun Kompanien Infanterie die Chuska Mountains nach Manuelito und seinen Kriegern ab. Die Truppen marschierten durch das felsige Land, bis ihre Pferde erschöpft und dem Verdursten nahe waren. Sie bekamen nur selten einen Navajo zu Gesicht, doch die Indianer waren da; sie belästigten die Flanken der Kolonne, unternahmen aber keine direkten Angriffe. Ende des Jahres waren beide Seiten des sinnlosen Spiels müde. Die Soldaten waren nicht imstande, die Navajos zu bestrafen, und diese konnten sich nicht um ihr Getreide und ihr Vieh kümmern.

Im Januar 1861 erklärten sich Manuelito, Barboncito, Herero Grande, Armijo, Delgadito und andere Führer bereit, sich mit Colonel Canby in einem neuen Fort, das die Soldaten sechzig Kilometer südwestlich von Fort Defiance bauten, zu treffen. Das neue Fort wurde zu Ehren eines Sol-

datenhäuptlings Fort Fautleroy genannt. Am Schluß der Unterhandlungen mit Canby wählten die Navajos Herrero Grande zum obersten Häuptling. Die Führer kamen überein, daß es am besten sei, in Frieden zu leben, und Herrero Grande versprach, alle *ladrones* aus dem Stamm auszustoßen. Manuelito war sich nicht sicher, ob dieses Versprechen gehalten werden konnte, doch er setzte seinen Namen auf Canbys Dokument. Er war wieder ein wohlhabender Viehzüchter und glaubte an die Vorzüge von Frieden und Ehrbarkeit.

Nach dem winterlichen Treffen in Fort Fauntleroy herrschte zwischen den Soldaten und den Navajos mehrere Monate Freundschaft. Zu den Indianern drangen Gerüchte von einem großen Krieg irgendwo weit im Osten, einem Krieg zwischen den weißen Amerikanern des Nordens und des Südens. Sie erfuhren, daß einige von Canbys ihre blauen Röcke gegen graue Röcke ausgetauscht hatten und in den Osten gegangen waren, um dort gegen die Soldaten mit den blauen Röcken zu kämpfen. Einer von ihnen war Colonel Thomas Fauntleroy, den sie Eagle Chief nannten; sein Name wurde getilgt, und das Fort hieß jetzt Wingate.

In dieser Zeit der Freundschaft kamen die Navajos oft nach Fort Fauntleroy (Wingate), um Tauschgeschäfte zu machen. Sie verstanden sich mit den meisten Soldaten gut, und häufig wurden Pferderennen zwischen den Navajos und ihnen veranstaltet. Die Navajos freuten sich auf diese Wettkämpfe, und an den Renntagen zogen Hunderte von Männern, Frauen und Kindern ihre besten Kleider an und ritten auf ihren schönsten Ponys nach Fort Wingate. An einem frischen, sonnigen Septembertag fanden mehrere Rennen statt, doch das Hauptrennen des Tages war für Mittag angesetzt. Pistol Bullett – so nannten die Soldaten Manuelito – sollte auf einem Pony gegen einen Leutnant auf einem Pferd antreten. Viele Wetten wurden abgeschlossen, und man setzte Geld, Decken, Vieh und Perlen. Die Pfer-

de liefen gleichzeitig los, doch nach ein paar Sekunden sahen alle, daß Pistol Bullet (Manuelito) Schwierigkeiten hatte. Er verlor die Herrschaft über sein Pony, und es lief von der Rennbahn. Bald wußten alle, daß Pistol Bullets Zügel mit einem Messer durchschnitten worden war. Die Navajos gingen zu den Schiedsrichtern – die alle Soldaten waren – und forderten eine Wiederholung des Rennens. Die Schiedsrichter lehnten ab und erklärten den Leutnant zum Sieger. Die Soldaten marschierten sofort triumphierend zum Fort, um ihre Wettgewinne zu holen.

Empört über diesen Betrug, stürmten die Navajos ihnen nach, doch man schlug ihnen die Tore des Forts vor der Nase zu. Als ein Navajo mit Gewalt eindringen wollte, erschöß ihn ein Wachtposten.

Captain Nicholas Hodt, ein weißer Offizier, hat niedergeschrieben, was daraufhin geschah: »Die Navajos, ihre Squaws und Kinder rannten in alle Richtungen davon und wurden erschossen und mit Bajonetten durchbohrt. Es gelang mir, etwa zwanzig Mann zusammenzutrommeln ... Dann marschierte ich zur Ostseite des Forts und sah dort, wie ein Soldat zwei kleine Kinder und eine Frau ermordete. Ich rief ihm sofort zu, er solle aufhören. Er blickte auf, gehorchte meinem Befehl jedoch nicht. Ich lief, so schnell ich konnte, zu ihm, konnte aber nicht mehr verhindern, daß er die zwei unschuldigen Kinder tötete und die Squaw schwer verletzte. Ich befahl, ihn zu entwaffnen, festzunehmen und ins Fort zu bringen ... Inzwischen hatte der Colonel dem diensthabenden Offizier den Befehl erteilt, mit der Artillerie (Berghaubitzen) das Feuer auf die Indianer zu eröffnen. Der für die Berghaubitzen verantwortliche Sergeant tat, als ob er den Befehl nicht verstand, denn er betrachtete ihn als unrechtmäßig; doch der diensthabende Offizier beschimpfte und bedrohte ihn, und so mußte er den Befehl ausführen, da er sonst in Schwierigkeiten geraten wäre. Die Indianer verstreuten sich über das ganze Tal

unterhalb des Forts, griffen die Viehherde an und verwundeten den mexikanischen Hirten, doch es gelang ihnen nicht, Vieh zu entwenden; außerdem überfielen sie fünfzehn Kilometer vom Fort den Postbeamten, stahlen sein Pferd und den Postsack und verletzten ihn am Arm. Nach dem Massaker waren in der Umgebung des Forts keine Indianer mehr zu sehen – ausgenommen einige Squaws, die Offiziersliebchen waren. Der kommandierende Offizier bemühte sich um Frieden mit den Navajos, indem er einige der Squaws bat, mit den Häuptlingen zu reden, doch die Squaws erhielten nur eine tüchtige Tracht Prügel.«

Nach diesem Tag – dem 22. September 1861 – dauerte es lange, bis wieder Freundschaft zwischen den Weißen und den Navajos herrschte.

Inzwischen war eine Armee konföderierter Grauröcke in New Mexico einmarschiert und verwickelte die Blauröcke am Rio Grande in große Schlachten. Ein Führer der Blauröcke war Kit Carson, von den Indianern Rope Thrower genannt. Die meisten Navajos vertrauten Rope Thrower Carson, denn er war den Indianern immer gut gesonnen gewesen, und sie hofften, daß er mit ihnen Frieden schließen würde, sobald er die Grauröcke besiegt hatte.

Im Frühjahr 1862 marschierten jedoch viele weitere Blauröcke von Westen her in New Mexico ein. Sie nannten sich die California Column. James Carleton, ihr General, trug Sterne auf den Achseln und war mächtiger als Eagle Chief Carson. Die Kalifornier kampferten im Rio-Grande-Tal, hatten aber nichts zu tun, weil die Grauröcke alle nach Texas geflüchtet waren.

Die Navajos erfuhren bald, daß Star Chief Carleton von Gier nach ihrem Land und den darunter verborgenen wertvollen Metallen besessen war. »Ein königliches Reich«, nannte er es, »ein Land voller prachtvoller Weiden und Bodenschätze.« Da seine vielen Soldaten nichts zu tun hatten, als auf ihren Exerzierplätzen herumzumarschieren und mit

ihren Gewehren Griffe zu klopfen, sah Carleton sich nach Indianern um, gegen die sie kämpfen konnten. Er sagte, die Navajos seien »Wölfe, die durch die Berge streifen« und gezähmt werden müßten.

Zuerst richtete Carleton seine Aufmerksamkeit auf die Mescalero-Apachen, die weniger als tausend zählten und in zerstreuten Gruppen zwischen dem Rio Grande und dem Rio Pecos lebten. Er beschloß, sämtliche Mescaleros zu töten oder gefangenzunehmen und die Überlebenden in ein unfruchtbares Reservat am Pecos zu sperren. Dann würden amerikanische Bürger das reiche Rio-Grande-Tal besiedeln können. Im September 1862 erließ er einen Befehl: »Mit den Indianern sind weder Verhandlungen noch irgendwelche Gespräche zu führen. Die Männer sind umzubringen, wann und wo immer sie angetroffen werden. Die Frauen und Kinder sind natürlich nicht zu töten, sondern können gefangenommen werden.«

Kit Carson ging nicht auf diese Weise mit den Indianern um, von denen viele aus der Zeit, da er mit ihnen Handel getrieben hatte, seine Freunde waren. Er schickte seine Soldaten in die Berge und nahm Verbindung mit den Mescaleroführern auf. Im Spätherbst hatte er fünf Häuptlinge dazu gebracht, Santa Fe zu besuchen und mit General Carleton zu verhandeln. Auf dem Weg nach Santa Fe trafen zwei der Häuptlinge und ihre Begleiter einen Trupp Soldaten, den Captain James (Paddy) Graydon, ein ehemaliger Kneipenbesitzer, befehligte. Graydon heuchelte den Mescaleros gegenüber Freundschaft und gab ihnen Mehl und Rindfleisch für ihren langen Marsch. Bald darauf stieß Graydons Spähtrupp in der Nähe von Gallina Springs wieder auf die Indianer. Man weiß nicht genau, was geschah, denn kein Mescalero blieb am Leben. Ein weißer Offizier, Major Arthur Morrison, berichtete kurz: »Captain Graydon verhielt sich überaus seltsam ... Soviel ich weiß, täuschte er die Indianer, indem er in ihr Lager ging und ih-

nen Schnaps gab, und danach erschöß er sie. Die Indianer dachten natürlich, er käme mit freundlichen Absichten, da er ihnen Mehl, Rindfleisch und anderen Proviant gegeben hatte.«

Die anderen drei Häuptlinge, Cadette, Chato und Estrella, erreichten Santa Fe und versicherten General Carleton, ihre Leute seien den Weißen friedlich gesonnen und wollten nur in ihren Bergen in Ruhe gelassen werden. »Ihr seid stärker als wir«, sagte Cadette. »Wir haben gegen euch gekämpft, solange wir Gewehre und Pulver hatten; doch eure Waffen sind besser als unsere. Wenn ihr uns gute Waffen gebt und uns freilaßt, werden wir wieder gegen euch kämpfen; doch wir sind erschöpft; wir haben keinen Mut mehr; wir haben keine Nahrungsmittel; eure Truppen sind überall; unsere Brunnen und Wasserlöcher sind von euren jungen Männern besetzt oder werden von ihnen beobachtet. Ihr habt uns von unserem letzten und besten Stützpunkt vertrieben, und wir haben keinen Mut mehr. Tut mit uns, was euch richtig erscheint, aber vergeßt nicht, daß wir Männer und Krieger sind.«

Carleton erwiderte hochmutig, daß die Mescaleros nur in Frieden leben könnten, wenn sie ihr Land verließen und nach Bosque Redondo gingen, das für sie vorgesehene Reservat am Pecos. Dort würden sie die Soldaten eines neuen Militärpostens namens Fort Sumner bewachen.

Die Mescaleros, die den Soldaten zahlenmäßig weit unterlegen und nicht imstande waren, ihre Frauen und Kinder zu schützen, fügten sich Carletons Forderungen und führten ihre Leute nach Bosque Redondo in die Gefangenschaft. Voll Unbehagen hatten die Navajos beobachtet, wie Carleton ihre Vettern, die Mescalero-Apachen, rasch und brutal unterwarf. Im Dezember begaben sich achtzehn ihrer Führer – darunter Delgadito und Barboncito, doch nicht Manuelito – nach Santa Fe, um mit dem General zu sprechen. Sie sagten ihm, daß sie die Vertreter friedlicher Viehzüch-

ter und Farmer seien, die keinen Krieg wünschten. Es war das erste Mal, daß sie Star Chief Carleton sahen. Sein Gesicht war behaart, und er hatte böse Augen und den Mund eines Mannes ohne Humor. Ohne zu lächeln, sagte er zu Delgadito und den andern: »Ihr könnt keinen Frieden haben, wenn ihr uns außer eurem Wort keine andern Garantien gebt, daß ihr Frieden halten werdet. Geht heim und sagt das euren Leuten. Auf eure Versprechungen gebe ich nichts.«

Im Frühjahr 1863 waren die meisten Mescaleros nach Mexiko geflohen oder nach Bosque Redondo getrieben worden. Im April besuchte Carleton Fort Wingate, »um Besprechungen wegen eines Feldzugs gegen die Navajos zu führen, sobald das Gras hoch genug steht, um den Pferden als Futter zu dienen«. Er traf sich in der Nähe von Cubero mit Delgadito und Barboncito und sagte den Häuptlingen unumwunden, sie könnten ihre friedlichen Absichten nur dadurch beweisen, daß sie mit ihren Leuten das Navajoland verließen und sich den »zufriedenen« Mescaleros in Bosque Redondo anschlossen. Darauf erwiderte Barboncito: »Ich gehe nicht nach Bosque. Ich werde niemals mein Land verlassen, und sollte das meinen Tod bedeuten.«

Am 23. Juni setzte Carleton den Navajos ein letztes Ultimatum für ihre Übersiedlung nach Bosque Redondo. »Bestellen Sie Delgadito und Barboncito noch einmal zu sich«, wies er den kommandierenden Offizier von Fort Wingate an, »und wiederholen Sie, was ich Ihnen bereits gesagt habe. Sagen Sie ihnen, daß es mir sehr leid täte, wenn sie sich weigern würden ... Erklären Sie ihnen, daß ich Ihnen noch bis zum 20. Juli Zeit lasse; daß nach diesem Tag jeder Navajo, den meine Soldaten antreffen, als Feind betrachtet und entsprechend behandelt werden wird, daß nach diesem Tag die noch offene Tür zu sein wird.« Der 20. Juli kam, doch kein Navajo ergab sich freiwillig.

Inzwischen hatte Carleton Kit Carson befohlen, mit seinen

Truppen vom Mescalero-Land nach Fort Wingate zu marschieren und sich auf einen Krieg gegen die Navajos vorzubereiten. Carson paßte das nicht; er beschwerte sich, daß er sich freiwillig zum Kampf gegen die Konföderationssoldaten und nicht gegen die Indianer gemeldet habe, und übersandte Carleton ein Abschiedsgesuch.

Kit Carson mochte die Indianer. In den alten Zeiten hatte er monatelang mit ihnen zusammengelebt, ohne einen Weißen zu sehen. Er hatte ein Kind mit einer Arapahofrau, und eine Zeitlang hatte er mit einer Cheyennefrau zusammengelebt. Doch nachdem er Josefa, die Tochter von Don Francisco Jaramillo aus Taos, geheiratet hatte, begann er ein neues Leben, wurde reich und erwarb Land für eine Ranch. Er stellte fest, daß es in New Mexico selbst ein ungehobelter, abergläubischer, ungebildeter Mann aus den Bergen zu etwas bringen konnte. Er lernte ein wenig lesen und schreiben, und obwohl er nur einen Meter sechzig maß, wurde er ein großer Mann. So berühmt er war, überwand Rope Thrower jedoch nie seine Ehrfurcht vor den gutgekleideten, gewandt sprechenden hohen Herren. Und der allerhöchste Herr in New Mexico war damals Star Chief Carleton. Deshalb zog Kit Carson im Sommer jenes Jahres sein Abschiedsgesuch zurück und ging nach Fort Wingate, um gegen die Indianer Krieg zu führen. Noch vor dem Ende des Feldzuges waren seine Berichte an Carleton vom gleichen anmaßenden Geist der Manifest Destiny erfüllt wie der arrogante Mann, der sein Vorgesetzter war.

Die Navajos respektierten Carson als Kämpfer, doch seine Soldaten – die New Mexico Volunteers – haßten sie. Viele von ihnen waren Mexikaner, und die Navajos hatten sie aus ihrem Land gejagt, solange sie zurückdenken konnten. Es gab zehnmal so viele Navajos wie Mescaleros, und sie hatten den Vorteil eines riesigen gebirgigen Landes voller tiefer Canyons, steiler Arroyos und von Schluchten gesäumter Mesas. Ihr Hauptstützpunkt war der Canyon de Chelly, der

sich von den Chuska Mountains fünfzig Kilometer weit westwärts erstreckte. Die roten Felswände des Canyon, der sich an manchen Stellen auf fünfzig Meter verengte, stiegen über dreihundert Meter hoch an und hatten Vorsprünge, die ausgezeichnete Verteidigungsstellungen gegen Angreifer boten. An Stellen, wo der Canyon mehrere hundert Meter breit war, ließen die Navajos Schafe und Ziegen auf Weiden grasen oder bauten auf kultiviertem Boden Mais, Weizen, Obst und Melonen an. Besonders stolz waren sie auf ihre Pfirsichplantagen, die sie seit den Zeiten der Spanier sorgsam pflegten. Den größten Teil des Jahres floß genügend Wasser durch den Canyon, und es gab so viele Baumwoll- und Fliederbäume, daß sie ausreichend mit Brennholz versorgt waren.

Selbst als die Navajos erfuhren, daß Carson mit tausend Soldaten nach Pueblo Colorado marschiert war und seine alten Freunde, die Utes, als Fährtsensucher gewonnen hatte, lachten sie nur verächtlich. Die Häuptlinge erinnerten ihre Leute daran, wie sie in den alten Zeiten die Spanier aus ihrem Land vertrieben hatten. »Wenn die Amerikaner kommen, werden wir sie töten«, versprachen die Häuptlinge, doch sie trafen trotzdem Vorkehrungen zum Schutz ihrer Frauen und Kinder. Sie wußten, daß die Ute-Söldner versuchen würden, sie gefangenzunehmen, um sie an reiche Mexikaner zu verkaufen.

Ende Juli erreichte Carson Fort Defiance, taufte es nach dem alten Indianergegner in Fort Canby um und sandte Spähtrupps aus. Vermutlich überraschte es ihn nicht, daß sie nur auf wenige Navajos stießen. Er wußte, daß er sie nur besiegen konnte, wenn er ihre Ernte und ihr Vieh vernichtete, und so beauftragte er am 25. Juli Major Joseph Cummings, sämtliches Vieh, das er fand, einzufangen und allen Mais und Weizen entlang dem Bonito zu ernten oder niederzubrennen. Als die Navajos merkten, daß Cummings ihre Nahrungsmittelvorräte für den Winter zerstörte, wurde

er ein Gebrandmarkter. Bald darauf schoß ihn ein Navajo-Scharfschütze aus seinem Sattel; er war auf der Stelle tot. Außerdem überfielen sie Carsons Corral bei Fort Canby, holten sich einige Schafe und Ziegen zurück und stahlen Rope Throwers Lieblingspferd.

General Carleton ärgerten solche Vorfälle weit mehr als Carson, der lange genug unter Indianern gelebt hatte, um kühne Vergeltungsaktionen zu würdigen. Am 18. August beschloß der General, »den Eifer seiner Soldaten anzustacheln«, indem er Geldpreise für gefangene Navajotiere aussetzte. Er bot zwanzig Dollar für »jedes gesunde, verwendbare Pferd oder Maultier«, das bei der Furiertelle von Fort Canby abgeliefert wurde.

Da die Soldaten weniger als zwanzig Dollar Sold pro Monat erhielten, spornte das Angebot sie an, und einige der Männer bemühten sich auch, so viele Navajos wie möglich zu töten. Um ihre soldatischen Fähigkeiten zu beweisen, schnitten sie den mit einem roten Band befestigten Haar-knoten ab, den die Navajos auf dem Kopf trugen. Die Navajos konnten nicht glauben, daß Kit Carson das Skalpieren, das sie als einen barbarischen, von den Spaniern eingeführten Brauch betrachteten, guthieß. (Es ist umstritten, ob die Europäer das Skalpieren in der Neuen Welt einführten, doch die spanischen, französischen, holländischen und englischen Kolonisten trugen zweifellos zu seiner Verbreitung bei, indem sie Prämien für die Skalps ihrer Feinde aussetzten.)

Obwohl Carson die Zerstörung von Getreidefeldern und von Bohnen- und Kürbisanpflanzungen fortsetzte, fand General Carleton, daß er zu langsam vorankam. Im September befahl Carleton, von nun an jeden männlichen Navajo auf der Stelle zu töten oder gefangenzunehmen. Er schrieb genau die Worte vor, die Carsons Soldaten gegenüber gefangenen Navajos verwenden sollten: »Sagt zu ihnen ›Geht nach Bosque Redondo, oder wir werden euch ver-

folgen und vernichten. Wir werden unter keinerlei anderen Bedingungen mit euch Frieden schließen ... Und wenn dieser Krieg gegen euch Jahre dauern sollte, er wird fortgesetzt, bis ihr ausgerottet seid. Es gibt über dieses Thema keine weiteren Verhandlungen.«

Etwa um diese Zeit schrieb der General an das Kriegsministerium in Washington und verlangte ein zusätzliches Regiment Kavallerie. Man brauche mehr Soldaten, meinte er, weil nicht weit westlich vom Navajoland neues Gold gefunden worden sei und deshalb »die Indianer vertrieben und die Menschen, die zu den Gruben unterwegs sind, geschützt werden müssen ... Die Vorsehung ist uns in der Tat gnädig gewesen ... Das Gold liegt hier zu unseren Füßen und braucht bloß aufgesammelt zu werden!«

Auf Carletons Drängen hin beschleunigte Kit Carson seine »Politik der Verbrannten Erde«, und bis zum Herbst hatte er die meisten Herden und Getreidefelder zwischen Fort Canby und dem Canyon de Chelly vernichtet. Am 17. Oktober erschienen zwei Navajos mit einer Unterhändlerfahne in Fort Wingate. Der eine war El Sordo; er kam als Abgesandter seiner Brüder Delgadito und Barboncito und ihrer fünfhundert Leute. Ihre Nahrungsmittelvorräte seien erschöpft, sagte El Sordo; sie hätten nur noch Piñonnüsse zu essen. Auch hätten sie kaum noch Kleidung und Decken und trauten sich wegen der amerikanischen Spähtruppe keine Feuer anzuzünden, um sich zu wärmen. Sie wollten nicht nach Bosque gehen, sondern in der Nähe von Fort Wingate Hogans bauen und dort unter den Augen der Soldaten friedlich leben. In neun Tagen würden Delgadito und Barboncito mit ihren fünfhundert Leuten kommen. Die Häuptlinge seien bereit, den Star Chief in Santa Fe aufzusuchen und mit ihm Friedensverhandlungen zu führen.

Captain Rafael Chacon, der Kommandant von Fort Wingate, übermittelte das Kompromißangebot an General Carleton, und dieser antwortete: »Die Navajoin Indianer haben

keine Wahl; sie müssen sich ergeben und nach Bosque Redondo gehen oder in ihrem Land bleiben und weiter Krieg führen.«

Da man ihnen keine andere Wahl ließ und ihre Frauen und Kinder froren und hungerten, kapitulierte Delgadito. Barboncito, El Sordo und viele Krieger blieben in den Bergen und warteten ab, was mit ihrem Volk geschehen würde.

Die Indianer, die sich ergeben hatten, wurden nach Bosque Redondo gebracht, doch Carleton sorgte dafür, daß die ersten Gefangenen besonders gut behandelt wurden – sie erhielten während des Transports und bei ihrer Ankunft in Bosque die beste Verpflegung und die besten Quartiere. Obwohl das öde Land am Pecos trostlos war, beeindruckte Delgadito die Freundlichkeit der Amerikaner. Als der Star Chief ihm mitteilte, er könne mit seiner Familie nach Fort Wingate zurückkehren, wenn er andere Navajoführer davon überzeuge, daß das Leben in Bosque besser sei als Verhungern und Erfrieren, erklärte Delgadito sich dazu bereit. Gleichzeitig befahl der General Kit Carson, den Canyon de Chelly anzugreifen, Nahrungsmittel und Tiere zu vernichten und die Navajos in diesem letzten Stützpunkt zu töten oder gefangenzunehmen.

Carson traf die nötigen Vorbereitungen für diese Aktion und stellte eine Tragtierherde für den Transport von Versorgungsgütern zusammen, doch am 13. Dezember überfielen Barboncito und seine Krieger die Herde und trieben die Maultiere zum Canyon, um sie zu schlachten und Fleischvorräte für den Winter anzulegen. Carson ließ sie durch zwei Trupps Soldaten verfolgen, doch die Navajos teilten sich in mehrere Gruppen und entkamen im Schutz eines schweren Schneesturms. Leutnant Donaciano Montoyas Kavalleristen stießen auf ein kleines Lager, griffen es an, trieben die Navajos in einen Zedernwald und nahmen dreizehn Frauen und Kinder gefangen. Der Leutnant meldete: »Ein Indianer wurde in die rechte Hüfte getroffen,

konnte aber durch das dichte Unterholz entkommen. Sein Sohn, ein zehn Jahre alter und für einen Indianer sehr intelligenter Junge, wurde kurz darauf erwischt. Er berichtete, daß sein Vater zwischen den Felsen eines nahegelegenen Arroyo gestorben sei.«

Da Kit Carson nun keine Tragtiere besaß, teilte er General Carleton mit, daß die Aktion gegen den Canyon de Chelly verschoben werden müsse. Der General antwortete sofort: »Sie werden die Aktion wegen mangelnder Transportmittel nicht verschieben. Die Männer sollen ihre Decken selbst tragen und wenn nötig, Rationen für drei oder vier Tage in ihre Tornister packen.« Am 6. Januar 1864 verließen die Soldaten Fort Canby. Eine kleine Gruppe, die von Osten her in den Canyon de Chelly eindringen sollte, wurde von Captain Albert Pfeiffer angeführt. Kit Carson befehligte eine größere Gruppe, die von Westen eindringen sollte. Es lag fünfzehn Zentimeter hoher Schnee, und die Soldaten kamen nur langsam voran.

Eine Woche später drang Pfeiffer in den Canyon vor. Von Felsvorsprüngen schleuderten Hunderte halbverhungertes Navajos Steine und Holzstücke auf die Soldaten und überschütteten sie mit spanischen Flüchen. Doch sie konnten sie nicht aufhalten. Pfeiffers Männer zerstörten ihre Hogans und Lebensmittellager und töteten ihre Tiere; sie erschossen drei Navajos, die in Reichweite ihrer Musketen kamen, fanden zwei erfrorene ältere Navajos und nahmen neunzehn Frauen und Kinder gefangen.

Carson hatte inzwischen auf der westlichen Seite des Canyon ein Lager errichtet und ließ ihn durch Spähtrupps erkunden. Am 12. Januar stieß einer davon auf eine Gruppe Navajos und tötete elf von ihnen. Zwei Tage später vereinigten sich die beiden amerikanischen Gruppen. Sie hatten den gesamten Canyon ohne größeres Gefecht durchquert. Am Abend näherten sich drei Navajos mit einer weißen Fahne dem Soldatenlager. Ihre Leute seien nahe am Ver-

hungern und Erfrieren, sagten sie Carson. Sie seien bereit, sich zu ergeben. »Ihr habt bis morgen früh Zeit«, erwiderte Carson. »Dann werden meine Soldaten euch niedermachen.« Am nächsten Morgen erschienen sechzig zerlumppte und abgemagerte Navajos im Lager und ergaben sich.

Bevor Carson nach Fort Canby zurückkehrte, befahl er, den gesamten Besitz der Navajos im Canyon zu zerstören – darunter die schönen Pfirsichplantagen, über fünftausend Bäume. Die Navajos verziehen Rope Thrower, daß er als Soldat gegen sie gekämpft hatte, daß er sie gefangenegenommen hatte, ja sogar, daß er ihre Nahrungsmittelvorräte vernichtet hatte, doch daß er ihre geliebten Pfirsichbäume umhauen ließ, vergaben sie ihm nie.

Als sich in den nächsten Wochen in den versteckten Lagern der Navajos die Nachricht verbreitete, daß die Soldaten den Canyon de Chelly erobert hatten, verloren sie den Mut. »Wir haben um dieses Land gekämpft, weil wir es nicht verlieren wollten«, sagte Manuelito später. »Wir haben alles verloren ... Es hat keinen Sinn, gegen das amerikanische Volk zu kämpfen – es ist zu mächtig. Wenn wir nur ein paar Tage kämpfen mußten, fühlten wir uns frisch, doch nach kurzer Zeit waren wir erschöpft, und die Soldaten hungernten uns aus.«

Am 31. Januar konnte Delgadito mit seiner Schilderung der günstigen Bedingungen in Bosque Redondo 680 weitere Navajos dazu überreden, sich bei Fort Wingate zu ergeben. Das strenge Winterwetter und der Mangel an Lebensmitteln zwangen andere, sich in Fort Canby einzufinden. Bis Mitte Februar waren es 1200. Die Armee versorgte sie mit kärglichen Rationen, und immer mehr von den sehr Jungen und sehr Alten starben. Am 21. Februar kam Herrero Grande mit seiner Gruppe, und ihre Zahl wuchs auf 1500 an. Anfang März hatten sich bei beiden Forts dreitausend ergeben, und die Straßen im Norden waren voller furchtsamer Navajos, die sich auf dem gefrorenen Schnee näherten.

Doch die reichen Häuptlinge, Manuelito, Barboncito und Armijo, lehnten es ab zu kapitulieren und blieben mit ihren Leuten in den Bergen.

Im März begann der lange Marsch der Navajos nach Fort Sumner und Bosque Redondo. Das erste Kontingent von 1430 Indianern erreichte Fort Sumner am 13. März; zehn starben unterwegs, drei Kinder wurden entführt, wahrscheinlich von mexikanischen Soldaten des Begleitkommandos.

Inzwischen hatte eine zweite Gruppe von 2400 Navajos Fort Canby verlassen. 126 von ihnen waren bereits beim Fort gestorben. Die Navajos hatten die Kraft, die Kälte, den Hunger, die Ruhr, den Spott der Soldaten und den schweren, fünfhundert Kilometer weiten Marsch zu ertragen, doch was sie nicht ertrugen, war das Heimweh, der Verlust ihres Landes. Sie weinten, und 197 starben, bevor sie ihr Ziel erreichten.

Am 20. März verließen achthundert weitere Navajos Fort Canby, vor allem Frauen, Kinder und alte Männer. »Am zweiten Tag des Marsches«, berichtete der kommandierende Offizier, »setzte ein sehr schwerer Schneesturm ein, der vier Tage mit ungewöhnlicher Heftigkeit anhielt und unter dem die Indianer sehr litten, denn viele von ihnen waren fast nackt ...« Als sie Los Pinos unterhalb Albuquerque erreichten, nahm ihnen die Armee die Planwagen, weil sie sie für andere Zwecke benötigte, und die Navajos mußten im Freien kampieren. Als der Marsch fortgesetzt werden konnte, waren mehrere Kinder verschwunden. »In dieser Gegend«, äußerte ein Leutnant, »müssen Offiziere, denen Indianer anvertraut sind, äußerst wachsam sein, denn sonst werden die Kinder der Indianer gestohlen und verkauft.« Dieses Kontingent traf am 11. Mai 1864 in Bosque ein. »Ich verließ Fort Canby mit 800 und übernahm auf dem Weg nach Fort Sumner weitere 146, was insgesamt 946 ausmacht. Davon starben etwa 110.« Ende April erschien Armijo, einer

der noch Widerstand leistenden Häuptlinge, in Fort Canby und teilte dem Postenkommandanten Captain Asa Carey mit, daß in ein paar Tagen Manuelito mit Navajos eintreffen würde, die den Winter weit im Norden am Little Colorado und San Juan verbracht hatten. Armijos Gruppe von über fünfhundert Indianern stellte sich ein paar Tage später, doch Manuelito machte mit seinen Leuten an einem einige Kilometer entfernten Ort namens Quelitas halt und ließ dem amerikanischen Offizier durch einen Kurier ausrichten, daß er ihn zu sprechen wünsche. Während der Unterredung sagte ihm Manuelito, daß seine Leute in der Nähe des Forts bleiben, ihr Getreide anpflanzen und ihre Schafe weiden lassen wollten, wie sie es immer getan hätten.

»Es gibt für euch nur einen Ort«, erwiderte Captain Carey. »Ihr müßt nach Bosque gehen.«

»Warum müssen wir nach Bosque gehen?«, fragte Manuelito. »Wir haben niemals gestohlen oder gemordet und stets Frieden gehalten, wie wir es General Canby versprochen.« Seine Leute, fügte er hinzu, fürchteten, daß die Soldaten sie in Bosque zusammentreiben und erschießen würden, sowie sie es 1861 bei Fort Fauntleroy getan hätten. Carey versicherte ihm, daß dies nicht geschehen werde, doch Manuelito meinte, er könne sich mit seinen Leuten nicht ergeben, bevor er mit seinem alten Freund Herrero Grande oder einem der anderen Navajoführer gesprochen habe, die in Bosque gewesen seien.

Als General Carleton erfuhr, daß Manuelito erwog, sich zu ergeben, schickte er sorgfältig ausgewählte Navajos aus Bosque (doch nicht Herrero Grande) mit dem Auftrag zu Manuelito, ihn zu überreden, doch es gelang ihnen nicht. In der Juninacht, nachdem sie miteinander gesprochen hatten, verschwanden Manuelito und seine Leute aus Quelitas und kehrten in ihre Verstecke am Little Colorado zurück.

Im September erfuhr er, daß sein alter Verbündeter Barbancito im Canyon de Chelly gefangengenommen worden

war. Jetzt war er der letzte Rico, der Widerstand leistete, und er wußte, daß die Soldaten ihn überall suchten.

Im Herbst begannen Navajos, die aus Bosque Redondo geflüchtet waren, in ihr Heimatland zurückzukehren, und erzählten, was dort Schreckliches mit ihren Leuten geschah. Die Soldaten, so berichteten sie, trieben sie mit Bajonetten in mit Lehmmauern eingefriedete Gehege, wo die weißen Offiziere sie immer wieder zählten und die Zahlen in kleine Bücher eintrugen. Die Soldaten versprachen ihnen Kleidung und Decken und bessere Verpflegung, hielten aber ihre Versprechungen nie. Sämtliche Baumwollbäume und Mesquitesträucher seien abgeholt, und so könnten sie nur die Wurzeln zum Feuermachen verwenden. Um sich vor dem Regen und der Sonne zu schützen, mußten sie Löcher in den sandigen Boden graben und mit Matten aus geflochtenem Gras bedecken. Sie lebten wie Präriehunde in Höhlen. Mit ein paar Geräten, die die Soldaten ihnen gegeben hätten, wühlten sie die Erde im Tal des Fecos auf und pflanzten Getreide an, doch Überschwemmungen und Trockenheit und Insekten vernichteten es immer wieder, und ihre Rationen seien auf die Hälfte herabgesetzt worden. Da sie so dicht zusammengedrängt lebten, würden die Schwächeren von Krankheiten hinweggerafft. Es sei ein böses Land, und obwohl es unter den wachsamen Augen der Soldaten schwierig und gefährlich sei zu flüchten, setzten viele ihr Leben aufs Spiel, um zu entkommen.

Inzwischen hatte Star Chief Carleton den Vikar von Santa Fe gebeten, zum Dank dafür, daß es der Armee gelungen war, die Navajos nach Bosque umzusiedeln, ein Tedeum zu singen. Seinen Vorgesetzten in Washington schilderte der General das Land als »ein schönes Reservat ... Es gibt keinen Grund, weshalb sie (die Navajos) nicht die glücklichsten und am besten versorgten Indianer der Vereinigten Staaten werden sollten ... Auf jeden Fall kommt es uns billiger, sie zu ernähren, als gegen sie zu kämpfen«.

Der Star Chief betrachtete seine Gefangenen nur als M \ddot{u} nder und K \ddot{o} rper. »Diese sechstausend M \ddot{u} nder m \ddot{u} ssen essen, und diese sechstausend K \ddot{o} rper m \ddot{u} ssen bekleidet werden. Wenn man bedenkt, welch herrliches Land voller Weiden und Bodensch \ddot{a} tze sie uns \ddot{u} berlassen haben – ein Land, dessen Wert kaum gesch \ddot{a} tzt werden kann –, so ist der Umstand, da β wir sie im Moment versorgen m \ddot{u} ssen, wenn man ihn als Preis f \ddot{u} r ihr nat \ddot{u} rliches Erbe betrachtet, v \ddot{o} llig unbedeutend.«

Und kein Verfechter der *Manifest Destiny* hat den Inhalt dieser Doktrin pathetischer zum Ausdruck gebracht: »Die Vertreibung dieses ganzen Volkes aus dem Land seiner V \ddot{a} ter ist nicht nur ein interessantes, sondern auch ein ergreifendes Schauspiel. Viele Jahre haben sie tapfer gegen uns gek \ddot{a} mpft; sie haben ihre Berge und ihre riesigen Canyons mit einem Heroismus verteidigt, auf den jedes Volk stolz sein k \ddot{o} nnte; doch als sie schlie β lich erkannten, da β es auch ihr Geschick war, gleich ihren Br \ddot{u} dern ... dem unaufhaltsamen Fortschritt unserer Rasse zu weichen, da warfen sie ihre Waffen fort und kamen als tapfere M \ddot{a} nner, die unsere Bewunderung und unseren Respekt verdienen, im Vertrauen auf unseren Gro β mut und in der \ddot{U} berzeugung, da β wir ein zu m \ddot{a} chtiges und zu redliches Volk sind, um dieses Vertrauen mit Schlechtigkeit oder Geringsch \ddot{a} tzung zu vergelten, zu uns – im Vertrauen darauf, da β wir ihnen, die uns ihr sch \ddot{o} nes Land, ihre Heime, ihre Erinnerungen, alles, was ihnen ihrer Tradition gem \ddot{a} β lieb und teuer ist, geopfert haben, nicht ein sch \ddot{a} biges Almosen hinwerfen werden f \ddot{u} r ein, wie sie und auch wir wissen, k \ddot{o} nigliches Reich.«

Manuelito jedoch hatte seine Waffen nicht weggeworfen, und General Carleton betrachtete ihn als einen zu bedeutenden H \ddot{a} uptling, als da β er das hingenommen h \ddot{a} tte. Im Februar 1865 \ddot{u} berbrachten Navajokuriere aus Fort Wingate Manuelito eine Botschaft des Star Chief, in der er ihm mitteilte, da β man ihn und seine Gruppe zu Tode hetzen

würde, wenn sie sich nicht vor dem Frühjahr stelle. »Ich tue niemandem etwas Böses«, sagte Manuelito den Kurieren. »Ich werde mein Land nicht verlassen. Ich habe die Absicht, hier zu sterben.« Doch schließlich erklärte er sich bereit, noch einmal mit einigen der Häuptlinge, die sich in Bosque Redondo befanden, zu reden.

Ende Februar trafen sich Herrero Grande und fünf andere Navajoführer aus Bosque mit Manuelito in der Nähe des Handelsplatzes Zuni. Es war kalt, und das Land war mit tiefem Schnee bedeckt. Nachdem Manuelito seine alten Freunde umarmt hatte, führte er sie in die Berge, wo seine Leute versteckt waren. Nur etwa hundert Männer, Frauen und Kinder waren von Manuelitos Gruppe übrig; sie besaßen ein paar Pferde und Schafe. »Dies ist alles, was ich auf der Welt besitze«, sagte Manuelito. »Seht, wie arm wir sind. Meine Kinder essen Palmillawurzeln.« Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu, seine Pferde seien für einen Marsch nach Bosque in zu schlechtem Zustand. Herrero erwiderte, er sei nicht befugt, die für die Kapitulation festgesetzte Frist zu verlängern; in freundlichem Ton warnte er Manuelito, daß er das Leben seines Volkes aufs Spiel setze, wenn er sich nicht ergebe. Manuelito schwankte. Er sagte, er werde sich um der Frauen und Kinder willen ergeben, doch er brauche drei Monate, um seine Tiere in Ordnung zu bringen. Schließlich erklärte er unumwunden, daß er sein Land nicht verlassen könne.

»Mein Gott und meine Mutter leben im Westen, und ich werde sie nicht verlassen. Es ist eine Tradition meines Volkes, daß wir niemals die drei Flüsse überschreiten dürfen – den Grande, den San Juan, den Colorado. Und auch die Chuska Mountains kann ich nicht verlassen. Ich bin dort geboren. Ich werde bleiben. Ich habe nichts zu verlieren als mein Leben, und sie können kommen und es mir nehmen, wann immer sie wollen, aber ich werde nicht von hier fortgehen. Ich habe den Amerikanern und den Mexikanern

nie etwas Böses getan. Ich habe nie geraubt. Wenn man mich tötet, wird das Blut eines Unschuldigen vergossen werden.«

Herrero sagte: »Ich habe für dich alles getan, was ich konnte; ich habe dir den besten Rat gegeben; jetzt verlasse ich dich, als sei dein Grab bereits geschaufelt.«

Ein paar Tage später informierte Herrero Grande General Carleton von Manuelitos trotziger Haltung. Carletons Antwort war ein schroffer Befehl an den Kommandanten von Fort Wingate: »Ich bin überzeugt, wenn man Manuelito gefangennehmen könnte, würde seine Gruppe sich zweifellos stellen; und wenn Sie gewisse Abmachungen mit den Indianern des Dorfes Zum träfen, das er häufig aufsucht, um Tauschgeschäfte zu machen, würden Ihnen diese bestimmt bei seiner Gefangennahme helfen ... Setzen Sie alles daran, Manuelito dingfest zu machen. Lassen Sie ihn in Eisen legen und sorgfältig bewachen. Es wäre für jene, die er beherrscht, ein Segen, wenn er gefangengenommen oder auf der Stelle getötet würde. Mir wäre es lieber, wenn er gefangengenommen würde. Wenn er zu fliehen versucht ... ist er niederzuschießen.«

Doch Manuelito war zu raffiniert, um in Carletons Falle zu gehen, und während des Frühlings und Sommers des Jahres 1865 gelang es ihm, der Gefangennahme zu entgehen. Im Spätsommer flüchteten Barboncito und einige seiner Krieger aus Bosque Redondo; es hieß, daß sie sich im Apachenland von Sierra del Escadello aufhielten. Aus dem Reservat verschwanden so viele Navajos, daß Carleton in einem Umkreis von fünfundsechzig Kilometern um Fort Sumner ständige Posten aufstellte. Im August wies der General den Fortkommandanten an, jeden Navajo, der außerhalb des Reservats ohne Passierschein angetroffen wurde, zu erschießen.

Als es im Herbst 1865 in Bosque wieder eine schlechte Getreideernte gab, verteilte die Armee Mehl und Speck an die

Navajos: Nahrungsmittel, die man für die Soldaten als ungenießbar erklärt hatte. Wieder starben viele Navajos, und die Zahl der Fluchtversuche stieg an.

Obwohl General Carleton jetzt von einflußreichen Männern New Mexicos wegen der Zustände in Bosque Redondo offen kritisiert wurde, setzte er seine Jagd auf die Navajos fort. Am 1. September 1866 erschien endlich Manuelito mit dreiundzwanzig erschöpften Kriegern in Fort Wingate und ergab sich. Sie waren nur noch Haut und Knochen, ihre Kleider zerlumpt. Sie trugen zum Schutz vor dem Rückschlag der Bogensehnen noch immer Ledergurte um die Handgelenke, doch sie besaßen keine Bogen und Pfeile mehr. Manuelitos einer Arm war verletzt und hing schlaff herab. Kurz darauf kam Barboncito mit einundzwanzig Gefolgsleuten und ergab sich zum zweiten Mal. Sie waren jetzt keine Kriegshäuptlinge mehr.

Es scheint wie eine Ironie, daß General Carleton achtzehn Tage nach Manuelitos Kapitulation von seinem Posten als Armeekommandant von New Mexico entbunden wurde. Der Bürgerkrieg, der Star Chief Carleton an die Macht gebracht hatte, war seit über einem Jahr zu Ende, und die Bewohner von New Mexico hatten genug von ihm und seiner überheblichen Art.

Als Manuelito in Bosque eintraf, amtierte dort ein neuer Superintendent namens A. B. Norton. Der Superintendent untersuchte den Boden des Reservats und er erklärte ihn wegen seines Gehalts an Alkali als ungeeignet für den Anbau von Getreide. »Das Wasser ist schwarz und faulig und wegen seines schlechten Geschmacks fast ungenießbar; die Indianer behaupten, es sei ungesund. denn ein Viertel ihrer Bevölkerung ist von Krankheit dahingerafft worden.« Das Reservat, fügte Norton hinzu, habe die Regierung Millionen von Dollar gekostet. »Je früher man es aufgibt und die Indianer umsiedelt, desto besser ... Erwartet man, daß ein Indianer, den man der primitivsten Lebensgrundlagen be-

